

FEUILLETON

KOMPAKT

BUCHMESSE

Deutsche geben 400 Euro für Gedrucktes aus

Rund 400 Euro haben private Haushalte 2009 in Bücher, Zeitungen und andere Druckerzeugnisse investiert. Das sind 14 Prozent der 2766 Euro, die jährlich im Schnitt für Freizeit, Unterhaltung und Kultur ausgeben werden, wie das Statistische Bundesamt am Dienstag anlässlich der Eröffnung der Frankfurter Buchmesse mitteilte. Der größte Teil des Lese-Geldes wird mit 219 Euro in Zeitungen und Zeitschriften gesteckt, für Bücher sind es 148 Euro. Eine Tageskarte für die Messe, auf der bis Sonntag rund 7300 Aussteller ihre Druckwaren präsentieren, belastet das Konto für Unterhaltung und Kultur mit 15 Euro.

Kluftinger zieht um, Richard Ford auch

„Buchreport“ verkündet den Umzug des mittlerweile zum „Tatort“-Kommissar aufgestiegenen Kommissars Kluftinger: Das Autoren-Duo Volker Klüpfel und Michael Kobr, dessen Allgäu-Krimis mit schöner Regelmäßigkeit die deutschen Bestsellerlisten erobern, folgen ihrer Lektorin Michaela Kenkies vom Piper Verlag zu Droemer Knauer. Abgänge zu verzeichnen hat zugleich auch der Berlin Verlag. Wie das Branchenmagazin „Buchmarkt“ mitteilt, haben der US-Soziologe Richard Sennett („Der flexible Mensch“) und US-Romancier Richard Ford („Unabhängigkeitstag“) den von der Londoner Konzernspitze im März umstrukturierten Verlag verlassen.

THEATER

Schauspieler Otto Tausig in Wien gestorben

Seine Erinnerungen heißen „Kasperl, Kummerl, Jud“. Mit „Kasperl“ meinte Otto Tausig sein Dasein als Schauspieler. „Kummerl“ steht für Kommunist, der er im englischen Exil wurde. Die Großeltern des Wiener Bürgersohns, der plötzlich nur noch ein „Jud“ war, hat man vergast. Nach der Rückkehr wirkte er am linken Scala-Theater. Später arbeitete der Komödiant und Volksschauspieler in Zürich, gehörte lange dem Burgtheater an. Otto Tausig hat auch in der Rente zahlreiche TV- und Kinorollen gespielt. Zuletzt trat er im Udo-Jürgens-Film auf. Er schaute dabei weniger auf die Kunst als auf die Einnahmen. Denn alles verdiente Geld spendete er für Flüchtlingskinder und Entwicklungshilfeprojekte. Jetzt ist der Humanist Otto Tausig 89-jährig in Wien gestorben. *u.w.e.*

KUNST

Neues Geständnis im Kölner Fälscher-Prozess

Auch der vierte Angeklagte im Kölner Kunstfälscher-Prozess hat gestanden. Der Angeklagte Otto S.-K. räumte die Vorwürfe der Staatsanwaltschaft weitgehend ein, maßgeblich am Verkauf der gefälschten Werke beteiligt gewesen zu sein. Er und drei weitere Beschuldigte, darunter der Hauptangeklagte Wolfgang Beltracchi, sollen über Jahre gefälschte Gemälde von Avantgardisten in den internationalen Kunstmarkt geschleust und so eine Summe von mindestens 16 Millionen Euro erbeutet haben.

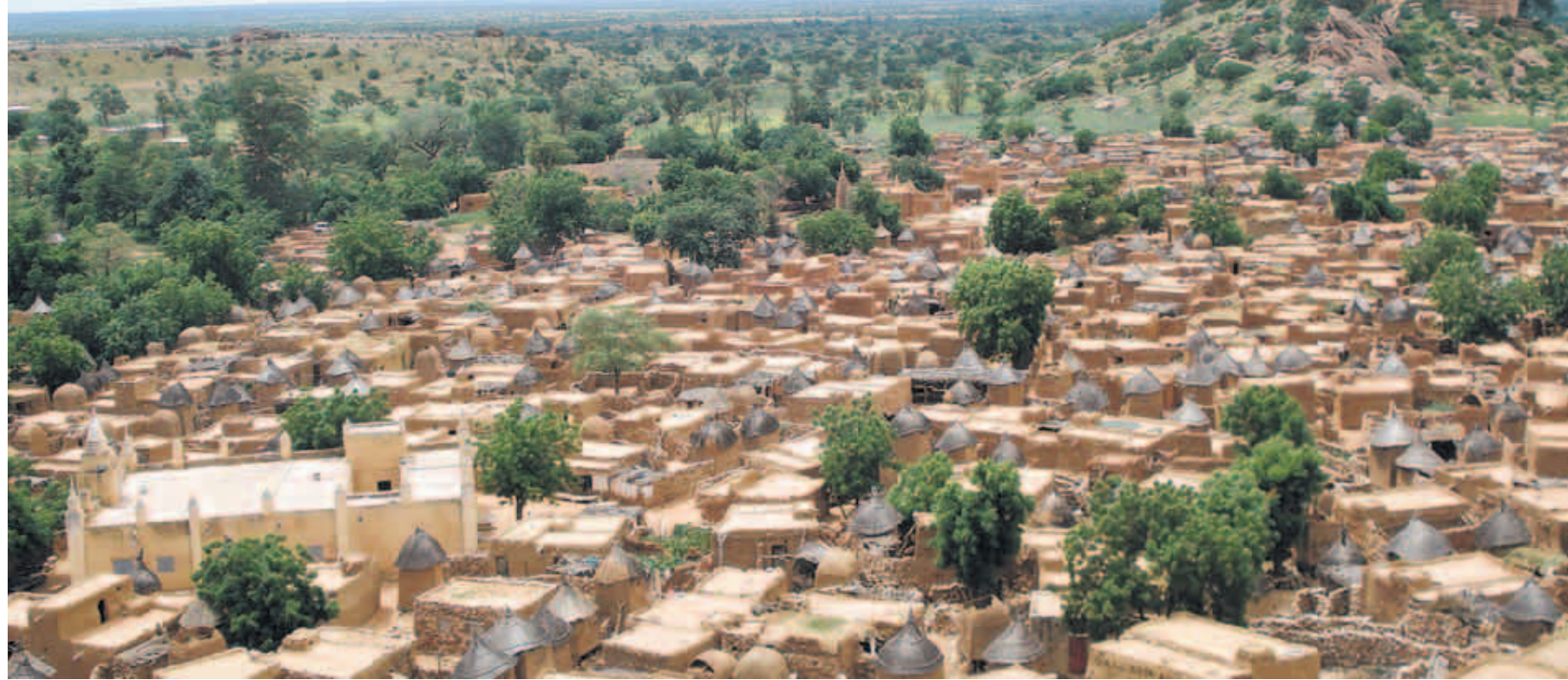
THEMEN



Buchpreis

Eugen Ruge spricht über hohe Liebe und höhere Mathematik

Seite 22



Psychedelik für Ethnologen: Das Dorf Songho liegt auf dem Felsplateau der Dogon im Osten von Mali

Ein Fetisch der Weißen

Kaum ein Ort in Afrika zog mehr Freaks und Abenteurer an als das Land der Dogon. Nun präsentiert die Bundeskunsthalle seine mystische Kultur. Eine Reise zu den Quellen

ANDREAS ROSENFELDER

Auf der Straße, die von Bamako nach Osten führt, gibt es kaum Verkehr. Trotzdem begegnen wir schon nach kurzer Fahrt einem frischen Unfall. Ein verstaubter Mercedes 190 D steckt zur Hälfte unter einem rostigen Überlandbus, unter einem Leinentuch liegen zwei Körper. Das Kassetendeck im Jeep spult gleichmütigen Afrobeat ab, draußen zieht die Savanne vorbei mit ihren Termitenhügeln und struppigen Affenbrotbäumen, deren Aussehen die Erzählung der Malier beglaubigt: Der Baobab war ein eitler Baum, sehr stolz auf seine Schönheit. Zur Strafe rupften ihn die Götter aus dem Boden und steckten ihn mit den Wurzeln nach oben wieder hinein.

„Der Gott der Christen verzeiht, und der Gott der Muslime verzeiht“, erklärt der Fahrer, als sich die Landschaft in Felswüste verwandelt hat. „Der Fetisch verzeiht nie.“ Mali ist ein zu 85 Prozent muslimisches Land, aber obwohl die Menschen fünf Gebete am Tag verrichten, gehen sie nachts zu den Ahnenhäusern und besprenkeln Fetische mit Hühnerblut. Woran merkt man, dass der Fetisch nicht verzeiht? „Wenn du lügst, stirbst du.“ Und was, wenn man doch lügt und nichts geschieht? Der Fahrer schweigt, im Kassetendeck läuft jetzt Bob Marley. „Das probiert niemand aus.“

Die Weißen denken zuviel. So heißt ein Buch des Schweizer Psychoanalytikers Paul Parin von 1963, der Titel zitiert einen Dorfältesten. Parin war selbst ein jener Weißen, die ins Land der Dogon gereist sind, ein Plateau in Westafrika, das jäh in die Ebene mit ihren Sanddünen abbricht. Genau hier, in der Felskante, leben die Dogon seit Jahrhunderten in Lehmdörfern, die sich wie psychedelischer Kitt in die Steilwände fügen. Ihre Toten begraben sie in Felslöchern,

die ihnen von den Tellem hinterlassen wurden, einem Pygmäenvolk. Der Fels steckt voller verzauberter und verbotener Orte, und noch heute verehren die Dogon ihre Totentiere und Fetische.

Es gibt kaum eine Kultur in Afrika, die mehr Freaks und Abenteurer angezogen hat als der mystische Animismus der Dogon. Der erste Europäer, der das Plateau betrat, war Gottlob Adolf Krause, ein deutscher Linguist, der 1886 nach Mali reiste – auf eigene Faust, denn als Gegner des Kolonialismus bekam er keine Fördergelder. Nach ihm betrieb ein französischer Offizier hier um 1900 geographische Erkundungen. Dann kam der Surrealist Michel Leiris, der 1931 an einer Expedition von Dakar nach Djibouti teilnahm. In seinem Tagebuch „Phantom Afrika“ beschreibt der Schriftsteller, wie er im Dogonland heimlich in Ahnenhöhlen einbrach, um Jagdmasken nach Paris mitzubringen. Zu seinen Begleitern gehörte der Ethnologe Marcel Griaule, der nach dem Krieg einen Klassiker über den Wassergott der Dogon schrieb: „Schwarze Genesis“. Fast sah es so aus, als sei in den Schluchten im Osten Malis das Geheimnis der Menschheit selbst zu finden – und es wirkt fast schlüssig, dass Erich von Däniken später die Theorie aufstellte, Außerirdische hätten den Dogon ihr astrologisches Wissen um das unsichtbare Gestirn Sirius B gebracht.

Die seltsame Expedition, die nun in vier Jeeps durch die immer unwegsamer Marslandschaft kriecht, reist im Auftrag der Bonner Bundeskunsthalle. Dort eröffnet eine Großausstellung über die Dogon, die im Sommer schon im Pariser Musée du Quai Branly gezeigt wurde. Nicht unwahrscheinlich, dass die Ausstellungsmacher und Journalisten die einzigen Fremden in der Gegend sind. Die internationalen Reischinweise stufen das Dogonland als orangene Sicherheitszone ein, seit im letzten Jahr ein Telefonat mit einem al-Qaida-Späher ab-

gefangen wurde, der offenbar die Entführung von Ausländern plante. Reisende aus Deutschland und Frankreich bleiben aus, die Fremdenführer sind arbeitslos. In Mali allerdings geht die Geschichte anders: Sarkozy habe die ehemalige Kolonie bestrafen wollen, weil deren Präsident ein Abkommen zur Rückführung illegaler Einwanderer nicht unterzeichnen wollte. Man ist nicht gut zu sprechen auf Frankreich, auch wenn die Landessprache ein afrikanisiertes Französisch ist und einen die Männer, die am Rande der Straßen im Schatten sitzen und halluzinogene Kolanüsse kauen, immer mit dem Satz begrüßen: „Ça va tranquille, monsieur?“ Ja, alles gemächlich.

Das Dorf Ende liegt im Schatten des Felsabbruchs, unheimlich starren die in den Stein gehauenen Löcher in die Ebene herab. Mit Lianenrolltreppen bewegten sich die Dogon durch die Wand und jagten aus ihren Höhlen mit Steinschleudern und Pfeilen. Es gab Stöcke mit vergifteten Bienen, die im Krieg durch Zauber auf die Feinde gelenkt wurden. Seit die Dogon vor dreißig, vierzig Jahren in die Ebene herabsiedelten, gleichen die alten Lehmanlagen Totenstädten. Palaverhütten stehen hier noch neben Mensurtrationshäusern und Ahnenhäusern, auf denen Schlangen, Krokodile und Schildkröten aufgemalt sind. Die Boa ist eine Utogtheit: Der Ougon, höchster Priester der Dogon, wünscht sich niemals. Doch jede Nacht kommt eine Boa und leckt ihn sauber.

Es gab Überlegungen, die ausgehöhlten Kalksteinwände für Freeclimber zu öffnen. Aber niemand hätte hier klettern können, ohne einen Zauber zu brechen. Als wir den Wahrsager besuchen, der aus den Spuren des Wüstenfuchses herausliest, wer im Dorf einen bösen Zauber auf welche Ehe gelegt hat, tritt der Kameramann unter großem Entsetzen hinter einen Stein, auf dem ein Fetischzauber liegt. Am selben Abend bescheinigt

ihm die Ärztin im Kreiskrankenhaus Malaria und Typhus.

Seit 1989 gehört das Dogonland zum Weltkulturerbe. Seitdem bemüht sich eine „kulturelle Mission“, die Einheimischen für ihre Tradition zu „sensibilisieren“. Im Dorf wurde ein kleines Museum angelegt: Anstatt die Ahnenhäuser zu plündern und die mit einer dicken Blutkruste überzogenen Figuren an Kunsthändler zu verkaufen, sollen die jungen Leute sie ins Museum geben, wo sie nach europäischer Manier in Vitrinen ausliegen. Dafür bekommen die Stifter ein geringes Pfand, im Grunde ist das Museum also ein Leihhaus. Die Dorfbewohner kommen gerne her, denn es gibt im Museum einen gasbetriebenen Kühlschrank, aus dem kleine Plastiksäckchen mit Bissapfekt verkauft werden.

Vor dem Museum sitzt der Dorfchef im Schatten. Man sieht das Weiße in seinen Augen nicht, er macht stumme Kaubewegungen. Die magischen Objekte der Tellem, erklärt er, wurden durch Zauber auf die Feinde gelenkt. Wie kommt es dann, dass sie heute im Museum liegen? Mit der Zeit nimmt der Zauber ab, so die Antwort, und die Dinge werden sichtbar.

Verschwindet auch der alte Zauber der Dogon, deren surrealistische Figuren und Masken nun prachtvoll in der Bundeskunsthalle in Erscheinung treten? Die Chinesen bauen, so hört man, eine DSL-Leitung hinauf auf das Felsplateau. Einer der müßigen Guides auf dem Marktplatz erzählt, er studiere Sozialanthropologie in der Hauptstadt. Zugleich trockenet neben der Palaverhütte in der Sonne noch das Blut eines Ochsen, der am Vorabend geopfert wurde. Wie passt das alles zusammen, heute, im phantohaften Afrika? Die Weißen, vielleicht denken sie wirklich zuviel.

„Dogon – Weltkulturerbe aus Afrika“ läuft in der Bundeskunsthalle vom 14. Oktober bis zum 22. Januar.

Die galoppierende Verkürzung der Schamfrist

Keine drei Monate nach dem Breivik-Massaker streift der Attentäter schon mit Gewehr durch einen Kino-Trailer

HANNS-GEORG RODEK

Am 6. September 1901 wurde der US-Präsident William McKinley in Buffalo/New York von dem Anarchisten Leon Czolgosz erschossen, am 26. September der Attentäter zum Tode verurteilt und am 29. Oktober auf dem Elektrischen Stuhl hingerichtet. Am 30. Oktober begannen in Vincennes bei Paris die Dreharbeiten zu dem Film „Électrocution de l'anarchiste Czolgosz, meurtrier du président McKinley“, der Tat und Sühne zeigte. Zwischen dem Ereignis und seiner medialen Ausschachtung lagen keine zwei Monate.

Keine drei Monate hat es gedauert, bis wir nun vom ersten Film über das Massaker des Anders Breivik lesen. Ein YouTube-Video wirbt für „Utøya Island“. Eine Schrift in typischer Trailer-Manier: „Auf einer Insel der Stille... rastete ein Mann aus Norwegen aus... und brachte

69 Kinder Gottes um.“ Dazwischen Bilder panischer Jugendlicher, eines ruhig schreitenden Mannes mit Gewehr und von Teenagern, die um ihr Leben flehen. Am Ende die werbliche Information: „Utøya Island... von dem Regisseur, der Ihnen ‚Last Vampire on Earth‘ brachte.“

Der Regisseur, der mit dem Titel seines alten Films, nicht aber mit seinem Namen wirbt, heißt Vitaly Versace. Der Mann mit der merkwürdigen Namensmischung spielte als Kind in russischen Filmen, wuchs aber in Cleveland/Ohio auf. Inzwischen in Beverly Hills, verfolgt er den ultimativen Traum des US-Einwanderers, nicht nur reich zu werden, sondern im Filmbusiness reich zu werden.

Da Hollywood ein geschlossener Club ist (und immer war), der Neunkömmelinge nicht willkommen heißt, bleibt für Außenseiter nur die Chance, sich über Billigfilme zu profilieren. Dessen ist sich Versace, hier in einem Interview zu ei-

nem früher entstandenen Film, bewusst.

Frage: „Sie haben ‚Born into Mafia‘ wirklich in nur sieben Tagen gedreht!“ Versace (grinst): „In sechseinhalb.“ Frage: „Das ist ja unglaublich!“ Versace: „Ich habe es fast als Witz getan, um zu sehen, ob das möglich ist. Der Schauspieler George Anton, ein guter Freund, sagte mir danach: ‚Denke daran, Vitaly, Filmemachen ist nicht wie Zähneputzen. Es geht nicht ums Tempo‘ (lacht). Und ich sagte: ‚Du hast recht, George. Ich werde nie mehr einen Sieben-Tage-Film drehen.‘“ Frage: „Ist das wirklich wahr?“ Versace: „Natürlich nicht! Filme mit höchster Qualität und niedrigstem Budget zu machen, das ist mein Leben!“

Versace bewegt sich in der uralten Tradition des Kinos, das Unausprechliche und Unaufschreibbare auf die Leinwand zu bringen, ohne Rücksicht auf gesellschaftliche Konventionen oder persönliche Befindlichkeiten. Die Brüder

Pathé haben das vor über hundert Jahren mit ihrem McKinley-Film schon getan, gefolgt von unzähligen grellen, ausbeuterischen, unsensiblen Filmen über Ehebruch, Schwulsein, Prostitution, Kriegsgräuel oder Gangsterverherrlichung. Die Rechtfertigungen sind immer ein durchsichtiges Mäntelchen, wie auch diesmal: Der Film entstehe „aus Mitleid mit den Opfern“ und als „Plädoyer für strengere Waffengesetze“.

Seit dem Amoklauf an der Columbine High existiert das Subgenre des Schulklassenmörderfilms, und bisher schien es ein Muster der Verarbeitung zu geben: Zunächst nähert man sich dem Grauen in einem Dokumentarfilm, dann folgt die fiktive Interpretation. So kam mit dreijährigem Schockabstand zunächst Michael Moores „Bowling for Columbine“, dem folgten die Spielfilme „Elephant“ von Gus van Sant und „Zero Day“ von Ben Coccio. Zwei Jahre nach dem Erfurt-

KOMMENTAR

MARA DELIUS

Du, bitte, entschleunige!

Die Unterzeichner wollten, schreiben sie in ihrer Erklärung zu den Brandsätzen in Berlin, die Stadt in den „Pausenmodus“ versetzen und für „Entschleunigung“ sorgen: „Heute geht nicht viel!“ Nur heute? Gerade hat man sich durch die träge Friedrichstraße geschoben: Eine gemächlichere Hauptstadt als die deutsche wäre wohl ein Dorf, und auch der Wunsch, dass bei der Bahn nun Stillstand und Langsamkeit Einzug halten, entbehrt nicht einer dezenten Absurdität. Eine Aktion neorömischer Alltagsdadaisten?

„Entschleunigung“ ist einer der Grundbegriffe jener kritischen Entspannungsästhetik, die momentan die Stimmung prägt, von Debatten um Burn-out über beheizbare Nackenrollen bis hin zu Teesorten namens „Wohlfühloose“ oder „Harmoniezauber“. „Immer überall erreichbar, immer auf ein Ziel zu, eilend, hastend, ratlos“ sei die Gesellschaft, heißt es nun im Schreiben, kurz vor der Klarstellung: „Wir sind normale Menschen, die bewusst am Schleier des Alltäglichen rütteln.“ Während man noch überlegt, wie es wohl ist, an einem Schleier zu rütteln, ob bewusst oder unbewusst, was wohl Adorno zum Alltäglichen gesagt hätte, wenn es sich verhüllt zeigt, und ob gar ein kryptischer Kopftuchdebattenschwenk vorliegt, schiebt sich eine Entschuldigung dazwischen: „Vielleicht hältst Du es für anmaßend, dass wir diesen Eingriff in Deinen Alltag herbeigeführt haben. Sicher, Du hast recht – das ist anmaßend.“ In vertrauenslehrerhaftem Ton folgt ein angesäuertes Zugeständnis: „Wir könnten uns auch etwas Schöneres vorstellen, als sehr viel Zeit und Energie in ein Werk der Entschleunigung zu investieren.“

Was soll die Geste der Vorabentschuldigung? Auch wenn die sieben Seiten Aktionismusprosa manchmal klingen wie eine Rückkehr in die linksalternative Wohngemeinschaftsrhetorik der Siebzigerjahre, deren letzte Konsequenz wohl wäre, erst mal auszudiskutieren, ob die BrandsätzInnen auch biologisch abbaubar sind und kein ideologisches Konstrukt: Gerade das Gegenteil ist hier am Werk – nämlich das Auswalzen einer Angst vor Beweglichkeit. „Raum entsteht, wenn die Mobilität zur Ruhe kommt“, heißt es an einer Stelle, gefolgt von: „Der Tag gehört Dir.“ Natürlich ist diese Mischung aus Heideggerscher Ausdehnungsphilosophie und knackigem Hanuta-Aktivismus nur eine Zuspitzung der modernen Vorstellung von der Gegenwart als einem Beschleunigungszeitalter. Es gibt nur noch Geschwindigkeit und das Vergehen von Zeit, aber keinen Raum mehr, so lässt sich die Gesellschaftskritik zusammenfassen: Kein Zustand, in dem man bei sich selbst wäre.

Die Brandsätze seien ein „Anschlag auf unsere Gesellschaft“, urteilte Peter Ramsauer. Ist nicht aber viel entscheidender, dass die Logik, der sie folgen, aus der Gesellschaft herauskommt und ganz nach innen verweist? Das ist das Ereignis dieses Terrors, der keiner sein will: der Schritt in den Rückzug.

mara.delius@welt.de